

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 38 (1934-1935)
Heft: 18

Artikel: Der blonde Adler : Novelle
Autor: Georgi, Stephan
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670550>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der blonde Adler.

Novelle von Stephan Georgi.

Zum 125. Geburtstage Robert Schumanns (8. Juni).

An grünen Rebengehängen des Rheins reiften die Trauben der 1853er Lese entgegen.

Spätseptemberonne rang mit den Macht gewinnenden Herbstwinden, die mit kroketttem Ungeštüm immer wieder zerzausend in den wallenden blonden Haarschopf des jugendlichen Wanderers fielen, der dort oben, wo weitfassender Blick ins sagen- und fruchtreiche deutsche Stromwunder fällt, des Weges zog. Einen Ranzen trug er auf dem Rücken, einen derben Stock in der Hand; an Schuhen und Anzug hing der Staub eines langen Weges. Über das Gesicht, dieses jugendglühende Weltstürmergeicht, war übersonnt von einem Licht, das überquellend aus dem Innern kam, und die graublauen, tausend Wünsche und Hoffnungen sprühenden Augen waren so landschaftstrunken ins Weite gerichtet, daß die stolpernden Füße oft genug zur Vorsicht mahnen mußten.

Der Rhein! Welch ein Überströmen Erfüllung gewordener Sehnsucht! Reichtum Rhein! Hier mußten sich Schwingen entfalten, die weit emportrugen! Hier, inmitten dieses großmächtigen Naturakkordes, mußten Flügel wachsen, die eine drängende Seele himmelsnah brachten!

Der schlanke, blonde Wanderer mußte dem Singen und Klängen, das in ihm hochstürmte, nachgeben. Mit heller Stimme sang er die Lust seiner zwanzig Jahre laut in den verheizenden Tag hinaus. Sang ein Eichendorff-Lied von Quellen und Wäldern, von Lerchen und Himmelsblau; sang es nach einer Melodie, die er eine Wegkreuzung zuvor selbst noch nicht gefaßt hatte, übersetzte es in spielerischer Frohlaune aus einer Tonart in die andere, variierte es und schlang künstreiche Tonarabesken darum. Und in diesem Liede einer ungebändigten Jugendfreiheit lag so viel seingefühlte, erfundungsreiche Musikalität, daß der rotbrüstige Fink dort oben, im Birkengeäst, nahe daran war, mit einem verärgerten „Der kann's besser!“ sein Lied abzubrechen.

Da blieb der jubilierende Blonde stehen und sah zu den gefiederten Kollegen hinauf; den Kopf legte er ein wenig auf die Seite und schob die Stirne in Bedenklichkeitsfalten. „Heda, Freund Buntrock! Das ist noch nichts, was wir beide da zu können glauben. Da heißt's noch viel hinzulernen, ehe wir uns recht und gut

hören lassen können. Kennst du Josef Joachim, den Geiger? Den Großen, Einmaligen? Flieg hin und hör dir nur einen einzigen seiner Bogenstriche an — und dann verstumme. Kennst du den großen, himmelhoch über uns stehenden Zauberer, zu dem ich auf dem Wege bin? Geh du, wir beide sind doch gar zu lämmertiche Gesellen; wir müssen noch viel, viel lernen.“

Drei nachdenkliche Wegstunden noch, dann hallten die Schritte des Wanderers durch die Straßen Düsseldorfs. Hier, Augen und Ohren um sich, verbarg der Jüngling sein bewegtes Herz hinter dem verschloßnen Gesicht des Norddeutschen. Nur die klaren, durchdringenden Augen waren, im Blick zu Hoffnung und Bangen vereint, in großer, brennender Frage vorwärts gerichtet.

In einem biedermeierlich bescheidenen Gäste, das ein dicker, rotnasiger Wirt verwaltete, belegte er ein billiges Quartier für sich. Sorgfältig bürstete er den schon etwas fadenscheinig gewordenen dünnen Anzug und die drangsalierenden Schuhe und ließ sich vom Wirt die Lage der Birkstraße erklären. Mit einem Bündel affurat geordneter Notenblätter — der Schatz seines Ranzens — unter dem Arm, machte er sich dorthin auf den Weg.

Vor dem gesuchten Hause blieb er eine Weile stehen, fuhr unruhig mit den Fingern durch das unter dem Hut hervorquellende Haargesträhn, dann atmete er dreimal langsam ein und aus und trat ein. Ein Schild neben der Glocke verkündete, daß hier der Konzertdirektor Robert Schumann wohnte.

Die Glocke schrillte. Ein etwa zwölfjähriges Mädchen öffnete und zeigte dem Besucher ein fluges, fragendes Antlitz.

„Ach bitte — ist vielleicht — Brahms ist mein Name, Johannes Brahms aus Hamburg — ist vielleicht der Herr Konzertdirektor anwesend? Ja — vielleicht für mich anwesend? Ich habe Grüße und Empfehlungen auszurichten von Josef Joachim.“

Mit jagendem Herzschlag saß der Besucher wartend im Sessel und sah fast anbetend auf den massigen Flügel, der mitten im Zimmer stand, auf Beethovens Totenmaske dort an der Wand, auf die Bilder Bachs, Mozarts, Schuberts, Mendelssohns.

Und dann stand er ihm gegenüber: Robert Schumann. Beklemmender Ehrfurcht, geheimer Bergötterung dieser Größe voll, stand er stumm vor dem Schöpfer der „Davidshändleränze“, der „Kreisleriana“, des „Karneval“, des „Paradies und Peri“, des „Manfred“, sowie der unvergleichlichen Lieder aus dem Born der Romantik.

„Ah, Johannes Brahms!“ tönte die warmklingende, vokalbetonte Stimme. Eine weiche Hand ergriff herzlich die des Besuchers und zwang ihn zum Sitzen nieder. „Freund Joachim schrieb mir in so begeisterten Worten von Ihnen, daß ich mich aufrichtig freue, Sie bei mir zu sehen.“

Johannes Brahms versuchte vergeblich, aus Worten zusammenhängende Sätze zu formen. Er sah nur den Meister, das vollweiche, rotlose Gesicht, den sinnenden Mund mit den gern vorgeschobenen Lippen, das dunkle, leicht in die Stirn fallende Haar und das suchende, flackernde Augenpaar, das den Anschein erweckte, als sähe es stets parallel gerichtet über das Ziel hinaus.

„Sie haben in Hamburg studiert?“ rief es ihn zurück.

„Ja, zuerst bei Cossel, später und vervollständigender bei Marxens.“

„Marxens.“ Schumann nickte zufrieden, biläugend.

„Und dann?“ Doch da fiel Schumanns Blick auf die Notenmappe, die der Besucher noch immer unterm Arm hielt. „Sie haben mir Selbstgeschriebenes mitgebracht?“

Brahms stand auf. „Wenn der Herr Konzertdirektor so gütig sein wollen, diese bescheidenen Arbeiten einer Prüfung zu würdigen. Ich habe einige Klavierstücke und Lieder, ein Trio, ein Streichquartett und eine Violinsonate bei mir.“ Schumann nickte nur. Er kniff die Augen zusammen und wandte sich den überreichten Notenblättern zu. Dies und jenes Blatt überflog er erst, pfiff halblaut ein paar Takte mit, nickte vor sich hin und begann eindringlicher zu lesen. Ein paarmal versuchte er den Kopf zu heben, aber immer hielt das Blatt seine Augen wieder fest. Endlich, nach geraumer Weile, wandte er dem Besucher voll das Gesicht zu und fragte: „Wie alt sind Sie?“

„Zwanzig war ich im Mai.“

„Zwanzig,“ wiederholte Schumann. „Zwanzig Jahre.“ Beinahe hastig kam es heraus: „Wollen Sie mir etwas vorspielen?“

Johannes Brahms atmete, am Flügel sitzend, abermals langsam ein und aus und begann zu spielen. Seine Klaviersonate in C-dur.

Schumann hörte erwartungsvoll dem einsetzenden Allegro zu. Allmählich neigte er sich näher und näher zu dem Spielenden hinüber; seine Brauen schoben sich in die Höhe. „Ja, das ist ja...“ murmelte er vor sich hin. Und plötzlich sprang er auf. „Einen Augenblick; das muß Klara auch hören!“

Brahms brach ab. Er rührte sich nicht; seine Finger ruhten auf den Tasten. Wie hatte der Meister das gemeint? War das, was er mitgebracht, wirklich wert genug...“

Da stand Klara im Zimmer: Klara Schumann, die Weltherühmte, deren hinreizendes Klavierspiel er schon vor drei Jahren allbewundernd in Hamburg gehört hatte. Wie eine Errscheinung aus fernen, höheren Reichen kam dem Jüngling diese Frau vor, die ihm mit freundlich ermunterndem Lächeln die Hand reichte. Ein blasses, ovales Gesicht mit feiner, edel gezeichneter Nase, große dunkle Augen, menschentumsvoll, in gütiger Ruhe blickend, ein schmales Stirnband um das schwarze, korrekt gescheitelte Haar. Verwirrt und ungelassen fügte ihr der junge Hamburger die Fingerspitzen.

„Johannes Brahms, ein Genie,“ sagte Schumann in seiner lakonischen Kürze.

Der Blonde schloß für einen Moment die Augen, als wollte er sich dadurch vergewissern, ob er soeben recht gehört habe. Die Schwingen! Die Flügel! jubelte es in ihm empor. War es nicht die Himmelsleiter, die sich vor ihm aufstät? Türen! Fern, hoch droben öffneten sich goldene Türen...“

Dann mußte er sein Spiel von vorn beginnen. Das jugendstürmende, leidenschaftlich geisterte Allegro; das schwärmerisch-sehnsüchtige, herbstliche Andante; das flare, naturinnige Sauerzo; das ungestüm trostige Finale. Eine neue Musik von urstarker Originalität; freilich, vom Chaos des Sturmes und Dranges noch erfüllt, aber von unerschütterlicher, hochstrebender Kunsttreue, abhold allen Koketten Gefallssüchteleien. Eine neue, hohe Musik der Wahrhaftigkeit, die nicht zum Hörer kam, sondern zu der der Hörer kommen mußte.

Schumann saß reglos in der dunkelsten Zimmercke. „Mehr! Mehr!“ verlangte er. Sein farblos weiches Gesicht, auf dem schon die Schatten drohender Krankheit irrlichterten, war unverwandt auf den Spielenden gerichtet. Ein Gr-

leben flutete auf ihn ein, abschließend und erfüllend wie eine Erlösung. „Er ist da, der kommen mußte! Dort sitzt er, auf den ich wartete!“ Ein Lächeln zuversichtlicher Gewißheit umwob seine Lippen. Brahms spielte, der Komponende! Und dunkel wuchs vor Schumann noch einmal kaleidoskopartig sein Leben und Werk auf, sein Ringen und Schaffen; seine beiden Seelen, Florestan und Eusebius, standen vor ihm, Florestan, der Wilde, Aufbegehrende, kämpfende; Eusebius, der schwärzende, träumende Romantiker. Sein Kampf für das Werk, mit dem Leben, den Menschen, mit sich selbst. Das Glück seines Schaffens: Altorde, Harmonien, schwungende Töne! Das Glück seines Lebens: Klara! Chiara! Und dann die düstere Klarheit darüber, im Finale, im Ausklang zu stehen, nicht weiter zu können, nicht vollenden dürfen, dem sich heranwälzenden Dämon Krankheit nicht ausweichen zu können... Er krampfte die Hände zusammen; sein fest, willensfest gewordener Blick war starr auf den jungen Brahms gerichtet. Florestan sprach aus ihm, Florestan, der Starke, Wollende: Hier ist er, der vollenden wird, was ich nicht zu Ende führen konnte!

Brahms hatte aufgehört. In bescheidener Erwartung drehte er sich den beiden Zuhörern zu. Aber Schumann sagte nichts. Stumm ergriff er des jungen Brahms Hand und hielt sie feierlich fest.

Auch Klara trat hinzu. Höchstes Erstaunen in den Augen, sagte sie: „Ich glaube, der liebe Gott hat Sie gleich fertig in die Welt gesetzt.“

„Kommen Sie morgen wieder und übermorgen und wann immer Sie wollen,“ verabschiedete Schumann ergriffen seinen Gast. Dann setzte er sich an den Schreibtisch und rief seine in Düsseldorf weilenden Freunde zusammen: Es ist einer gekommen, von dem werden wir alle Wunderdinge erleben!

* *

O diese Wochen! Diese Wochen bei Robert und Klara Schumann! Bei Robert, dem Freund und Helfer! Bei Klara, der Gütigen, Verstehenden, sanft Leitenden! Diese tausendfältige Sprache verwandter Herzen! Dieses große, erschlossene Ja einer jungen, brennenden Künstlerseele!

Da brach Sonnengold aus Wolken, als Johannes zum ersten Male im Schumannschen Hause vor einer erlebten Gesellschaft spielte, bewundernde Anerkennung fand — ach, diese spornende, beflügelnde Anerkennung! — und

in hundert fernen, heißen, herbeizwingenden Wünschen und Hoffnungen schwelte. Gold jede Stunde in dem tonreichen Hause der Bilkerstraße. Und als Joachim kam! Der Sprühende, Lebensvolle! Die großen Offenbarungen des Schumann-Joachim-Konzertes! Dietrich, der feinsinnige Kunstmäzen. Und alles heiße, schwungende Herzen ringsum, Herzen im gleichen Rhythmus, gleiche Gedanken in volltönen den Altorde, gleiche Ziele im schwelenden Crescendo. Ihr Feierstunden! Ihr Festtage ohnegleichen!

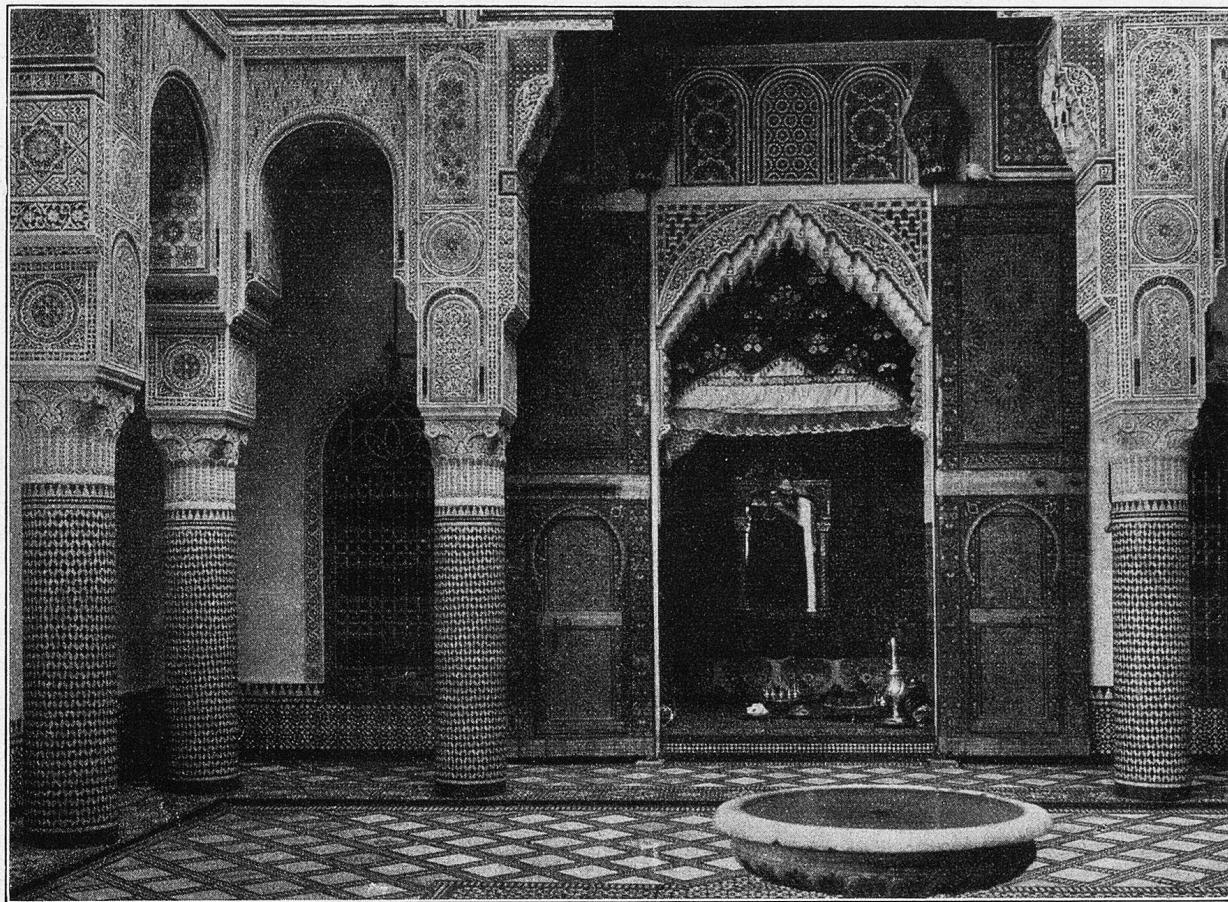
Und er, der junge Hamburger, mitten in dieser fruchtreifenden Sonnenwärme, Mittelpunkt sogar oft, er, der „blonde Nar“, wie ihn Schumann einmal genannt hatte. Der sonst so scheue, schweigsam verschlossene Jüngling erwachte zum kämpfenden Leben, zur Tat.

Robert Schumann, der Hingehende, wachte über ihn. „Er soll mir werden. Denn er ist berufen, die Erbschaft der Großen anzutreten.“

Und nun sollten gar die ersten Brahmschen Werke im Druck erscheinen.

Täglich wanderte Johannes von seinem Quartier aus nach der Bilkerstraße und wurde immer so herzlich empfangen, wie einer, auf den man schon wartet. Das war ein glühendes Einfühlen in die Werke Vergangener, ein immer neuer Ansturm zum Werk des Werdenden. „Mendelssohn! Mein Mendelssohn!“ fragte Schumann. „Was ist das für ein Gott, der diesen Mann sterben lassen konnte?“ Da galt es, mit Frau Klara am Flügel zu sitzen, sich mitreissen zu lassen von hoher Führung. Galt es Kind zu werden mit den Schumannschen Kindern. Klara! Vom ersten Tage an aufgekeimt, wuchs in Johannes eine alles überragende Verehrung für diese seltene Frau auf, die mit Gipfelleistungen durchfühlestest Kunst ihrem sterrenhohen Beruf nachging, mit milder Lebensweisheit ihren häuslichen Kreis erfüllte und darüber hinaus immer Zeit fand, den jungen Gast mit liebevoller Mütterlichkeit zu umgeben, ihn heimisch werden zu lassen in ihrem Heim und mit ihm zu teilen, was sie an künstlerischer Vollendung voraus hatte.

Wie fein wußte sie, wenn Johannes am Instrument saß, in seine Werke hineinzuhören. „Brausekopf“, sagte sie, als er ihr das Andante einer Sonate vorspielte. Aber sie lächelte dabei. „Welch ein Ungestüm tobt sich da aus, welch trotzig stürmender Geselle pocht hier auf seinen Jugendmut. Es ist recht Gutes, was Sie da



Fes. Arabisches Interieur.

Phot. Flandrin, Casablanca.

geschrieben haben, Johannes, natürlich Schönes, aber an Reife fehlt es noch, am reifen Vollklang.“ Sie legte ihm die Hand auf die Schulter. „Sie sind erst zwanzig Jahre alt. Wenn sich zu Ihrem starken Können einmal ein übervolles, oder besser, ein leidgellärtetes Herz gesellen wird, dann werden Sie Vollendetes schaffen.“

Und Johannes, dessen Jugend nicht Zeit zum Warten hatte, ging hin und lauschte suchend seinem ungestümen Herzen. In seinem bescheidenen Stübchen saß er, warf Noten um Noten auf das Papier, die jetzt unaufhaltsam quollen, neigte das Ohr und hörte nach innen. Dort schlug Jugend, Lebensmut, Wille und Hoffnung; aber das war ein Zusammenklingen wie brausender Orgelklang, zu stark, zu mächtig für eine einzelne, feine Stimme.

Neues entstand und mußte Schumann vor-gelegt werden.

Seiner fortschreitenden Krankheit wegen hatte man dem Konzertdirektor Robert Schumann seinen Posten entzogen. Schweigsam von jeher, war er nun noch einsilbiger und verschlo-

jenen geworden. Oft kostete es Mühe, überhaupt ein Wort aus ihm herauszubringen, ihn aus seiner sich abschließenden Grübelei herauszurreißen. Schweigend ging er mit seinen leisen, behutsamen Schritten durch die Zimmer.

„Lassen Sie ihn nur,“ wehrte Klara den immer wieder wortheischenden Johannes mit sanfter Ruhe ab. Mit unendlicher Liebe fuhr sie dem Kranken über das Haar. Da kam, wie aus weiter Ferne herbeigeholt, ein müd lächelnder, beglückter Blick zu ihr; seine Hand ergriff die ihre, zog sie an die Wange, die Augen schlossen sich.

Es war still im Zimmer. Ganz leise nur wechselten Klara und Johannes ein paar Worte.

Nach einer Weile richtete sich Schumann plötzlich empor und sah auf Brahms. „Warum hören Sie auf zu spielen?“

Der schüttelte den Kopf. „Ich habe nicht gespielt.“

Schumann zog die Lippen ein. „Ich habe doch eben ein Stück aus Ihrem es-moll-Scherzo gehört. Nur griffen Sie immer a statt as; immer a, dieses widerliche A.“

Johannes sah hilflos auf Klara. Die hatte

das Haupt dem Kranken zugewandt, legte ihm die Hand auf die Stirn. „Schlaf weiter, Robert.“

Da lachte der Kranke, zog ihre Hand fester und schloß wieder ein.

Als sich Johannes vorsichtig erhob, winkte ihm Klara zum Abschied zu, ohne sich umzusehen. Sie wollte ihr Gesicht nicht zeigen.

Draußen jagte ein rauher, feuchter Wind durch die Straßen. Der Ernst der Besorgnis um den Meister, um die mitleidende Frau lag auf Johannes Gesicht. Aber die ahnungslos unbekümmerte Zuversicht der Jugend war stärker. Die Sonate, meine neue Sonate! drängte es in ihm. Das Finale fehlt noch. Noten kamen, Töne flogen auf ihn ein ...

Zwei Tage arbeitete er, reihte Noten und Takte, verwarf Geschriebenes, das strengster Selbstkritik nicht standhalten konnte, formte neu, ging mit seinem ganzen jungen Ich auf in diesem entstehenden Werk und warf endlich mit glücklichem, erlöstem Aufatmen die Feder beiseite.

Klara empfing ihn, als er am späten Nachmittag in der Vilkerstraße erschien. Bestürzt und angstvoll ergriff er ihre Hand. „Was ist Ihnen? Was ist geschehen?“

Sie legte beschwichtigend den Finger an den Mund. „Nicht so laut. Robert fühlt sich nicht wohl.“ Johannes trat in ihr Zimmer. Der Kopf Raffaels schaute von der Wand herab. „Der Meister ist kränker?“ forschte er unruhig.

„Die Nerven wieder. Er leidet doch schon lange daran,“ tönte die schmerzlich leise Stimme mit dem warmen, liebevollen Klang. Aber dunkel fühlte Johannes, daß auch diese Stimme ihm etwas verbarg.

Noch einmal ergriff er impulsiv Klaras Hand. „Schonen Sie sich. Sie — Sie haben geweint. Sie dürfen nicht ...“

Da ging die Tür auf. Schumann erschien; bleich und übernächtigt aussehend, wirr das sonst so akkurat gestrichene Haar. Ein fremdes, hohles Leuchten stand in seinem Gesicht, ein Glanz gegenwartsferner Unwirklichkeit. „Ah, der junge War,“ sagte er mit einer Stimme, wie sie Johannes noch nicht gehört hatte. „Ich hörte Sie in Synkopen die Treppe hinaufgehen.“ Ein Notenblatt hielt er in der Hand, nahm den jungen Gast beiseite und zeigte es ihm. „Sehen Sie,“ sagte er feierlich, „das habe ich heute morgen aufgeschrieben.“ Mit ehrfürchtiger, geheimnisvoll gedämpfter Stimme: „Heute nacht hatte

ich hohen Besuch. Schubert und Mendelssohn waren bei mir und brachten mir dieses wunderschöne Thema.“

Klaras flehender Blick traf Johannes. In dieser einen Sekunde hörte er aus dem zusammenklingenden, wuchtigen Orgelgetön in sich zum ersten Male eine einzelne klare Stimme: die Stimme des Leides. Er schwieg, weil er nicht zu sprechen vermochte.

Schumann sah ihn mit einem fern suchenden, flackernden Blick an. „Sie zögern mit Ihrem Glauben? Oh, legen Sie die Hände auf den Tisch und fragen Sie. Die Tische wissen alles.“

Klara unternahm es, ihn mit freundlich heiteren Worten von seinem Gespräch abzulenken; sie strich ihm über die Wangen. „Du solltest dich ein wenig ausruhen, Robert. Den ganzen Tag hast du heute kaum von der Arbeit aufgeblickt.“

Fast unwirsch entfuhr es Schumann: „Nicht ruhen! Arbeiten! Nicht aufhören! Ich habe noch viel zu tun in meinem Leben. Unsere Zeit ist zu schwach; ich will Wege ebnen für eine stärkere.“ Klara ging mit, als sich der Kranke zur Tür wandte.

Aufs tiefste erschüttert stand Johannes allein im Zimmer und konnte sich nicht von der Stelle rühren. Ein Versten, Brechen, Splittern war um ihn. Seine Zähne schlugen aufeinander. Die grauenhafte Gewißheit dessen, was er bisher nicht zu ahnen gewagt hatte, würgte in seiner Kehle. So sollte dieser Geist hingehen? Nein! Nicht so! Nicht so!

Klara kam zurück. „Johannes,“ sagte sie, und es klang wie ein leiser, aufrichtender Vorwurf. „Auch das wird vorübergehen. Er wird gesund werden.“

Wie? fuhr es dem Blonden da durch den Sinn: Sie tröstet mich? Auch mich muß sie trösten, die am meisten des Trostes bedarf? Er richtete sich auf. „Sie haben recht. Sie gütige, starke Frau, er wird genesen. Er muß es.“ Nun suchte er nach Worten eines anderen Themas, aber er fand keinen Übergang.

Da hörte er: „Sie haben Noten bei sich. Etwas Neues?“

„Ja; ein Finale ist heute fertig geworden.“

„Setzen Sie sich, Johannes; spielen Sie mir vor.“

„Das Finale?“

Klara stockte. „Nein, nicht das Finale, kein Finale, auch kein Adagio; ein Allegro oder ein Scherzo.“

Johannes legte das Scherzo auf. Aber die

Töne paßten nicht zu dem grauen Herbstregen, der draußen an die Fenster schlug, zu den herbstgrauen Gedanken, die sich trotz allen Bemühens nicht verjagen ließen.

Sein Auge traf Klara. Bleich das Gesicht, aber tapfer, mutigen Ausharrens voll, die großen dunklen Augen. Ein Bild leidvoller Stärke, sieghaften Glaubens.

Welche Größe in diesem Leid! Welch eine unvergleichliche Frau! Johannes spielte, und seine Gedanken irrten dabei wild durcheinander. Schumann, der Große, Edele! Die Davidsbündler. Sterbende Romantik. Diese Klänge und Harmonien! Nicht so! Nicht so! Und Klara, die Leidgeprüfte?

„Frau Klara ... Sie dürfen nicht ...“

Wo waren die Worte hergekommen? Hatte er selbst sie gesprochen? Die Noten verschwammen auf dem Papier, tanzten einen wirren Irrlichtreigen.

Da brach Johannes mitten im Spiel ab und rannte hinaus.

* * *

In Robert Schumanns Besinden war Besserung eingetreten; er begleitete Klara auf eine Konzertreise nach Holland.

Johannes saß im Zuge nach Hannover. Schäze trug er bei sich; die Freundschaft Schumanns, seine glühende Verehrung Klaras, den Ritterschlag der Kunst. Übermals — wie oft schon — griff er in die Rocktasche und holte die letzte Nummer der in Leipzig erscheinenden „Neuen Zeitschrift für Musik“ hervor. Wieder las er: Er ist gekommen, ein junges Blut, an dessen Wiege Grazien und Helden Wache hielten. Am Klavier sitzend, fing er an, wunderbare Regionen zu enthüllen. Er heißt Johannes Brahms.

So und mehr schrieb Robert Schumann, der nach jahrelanger Pause noch einmal den Federhalter für die Zeitschrift ergriffen hatte, in Worten höchstes Lob über den jungen Hamburger.

Immer wieder, wenn Johannes diesen Artikel las, bemächtigte sich seiner eine geheime Angst. War das nicht zu viel? Könnte er das, was man nun voraussetzend von ihm erwartete, auch wirklich erfüllen? Auch hier rüttelte seine Bescheidenheit, die Schumann ebenfalls lobend erwähnt hatte, an den Grundfesten seines Selbstbewußtseins. Doch — war ihm nicht schon viel gelungen? Vieles, was er vor Jahren noch nicht zu erhoffen gewagt hatte? Damals! Als seine Holzpantoffeln noch durch die armeligsten

Gassen Hamburgs klapperten und er, erste musikalische Wunderwelten vernehmend, dem brummenden Kontrabass des Vaters zuhörte, des städtischen Orchestermusikers. Aber die väterliche Auffassung von Musik war zu primitiv, als daß sie dem durstigen Geiste des Kindes hätte genügen können. Antwortete doch Vater Brahms einmal dem Kapellmeister, der sein unreines Spiel rügte: „Herr Kapellmeister, en reinen Ton up dem Konterbass is en puren Laufall.“ Da konnte das emsige Studium bei Otto Cossel mehr bieten und das bei dem bedeutenden Hamburger Tonmeister Eduard Marxens sogar Vollendetes. Dann das aufreibende Musizieren in qualmigen Matrosenkneipen — Geld verdienen! — als heiß begehrte Abwechslung nur Bücher, Jean Paul und C. Th. A. Hoffmann. Und endlich der erste Weg in die Welt, mit dem ungarischen Geiger Remenyi von Stadt zu Stadt, Konzerte gebend. Als Glanzpunkt Weimar, die erste Bekanntschaft mit einem Tongott: Franz Liszt.

Dann Düsseldorf.

Johannes legte den Kopf zurück und schloß die Augen; die rechte Hand lag auf der Brust, wo in der Rocktasche die „Neue Zeitschrift für Musik“ steckte. Ein glückliches Lächeln legte sich auf seine Lippen. Robert Schumann, du großer Künstler, du edler Freund und Helfer! Und ganz dunkel, im Halbschlaf, ins monotone Rädergerassel hinein: Klara! Domina! —

Hannover. Johannes stand im dichten Gewühl der Aussteigenden auf dem Perron und hielt vergeblich Ausschau nach Josef Joachim. Aber natürlich mußte er hier sein. Und so zog er kurzerhand seine Trompete aus dem Futteral und ließ, unbekümmert der verständnislosen Passanten, einige weithin schallende Töne auffliegen. Das half. Mit langen Schritten kam der dunkelhaarige, etwas herausfordernd gekleidete Geiger herbei. „Ich sage dir, Johannes, das G auf deiner Blechblase klingt schauderhaft. Geh hin und tausche sie gegen einen anständigen Flügel um.“ Er wandte sich halb ab und blinzelte — wie immer! dachte Johannes — einem hübschen, adretten Mädchen zu. „Also los! Willkommen bei uns! Auf zu neuen Taten! Schumanns Artikel in der „Neuen“ habe ich gelesen. Die Bahn ist frei; Johannes Brahms kann marschieren. Voila! Ich schreite mit meiner Stradivari als Herold voran: Weg frei für Johannes Brahms!“

Die beiden schritten auf einen wartenden Wa-

gen zu. „Wie geht's bei Schumanns?“ erkundigte sich Joachim.

„Er kränkelte. Es war viel Sorge um ihn. Aber es hat sich in den letzten Tagen gebessert. Jetzt sind sie beide auf einer Konzertreise nach Holland.“

„Und Klara? Unsere Domina?“

„Oh, Klara!“ Ein Leuchten trat in Johannes Augen. „Weißt du, Josef, eine Frau wie Klara Schumann gibt es nur einmal in der Welt.“

* * *

An einem regnerischen Februarstage saß der Düsseldorfer Konzertdirektor Robert Schumann, der seines sich immer mehr verschlimmernden Leidens wegen den Dirigentenstab hatte niederlegen müssen, an seinem Arbeitsstisch und durchwühlte, nach irgend „etwas“ suchend, tastend, die Werke Hölderlins und Lenaus. Durch seine Lippen drang ein hastiger Atem, und seine Augen starnten in fiebhaftem Glanz auf die aufgeschlagenen Seiten. Quiälende Schrecknisse hämmerten in seiner Brust, und eine unsagbare Angst vor dem Kommenden, nicht Abzuwendenden schnürte seine Kehle. Dumpf, monoton bohrte es in seinen Schläfen. Er hiß die Zähne zusammen, schob die Bücher beiseite und setzte sich mit den sechs von ihm vertonten Lenau-Liedern an den Flügel. Leise begann er zu spielen; Blatt für Blatt. Als letztes, siebentes, fiel ihm das Requiem in die Hände, das er damals geschrieben hatte, als er die Nachricht vom Tode des dem Wahnsinn verfallenen Dichters erhielt. Wie eine ekle Spinne warf er das Blatt mit den Fingerspitzen fort. Nur nicht denken! Nicht denken! Laut, alles übertönen, begann er auf dem Flügel drauflos zu spielen. Wirre Phantasien sprudelten aus dem Instrument hervor und erfüllten das Zimmer mit imaginären Kreaturen. Sähen dem Spielenden nicht die unheimlichen Fratzen gestalten? E. Th. A. Hoffmanns über die Schulter? Sprang ihm nicht sauchend der Ritter Murr in den Nacken? Wer geigte da A? Immer wieder dieses gräßliche A! Heiho, der Ritter Paganini war es, mit Augen aus glühenden Kohlen! Und seine Geige! Nein, die gehörte ja Eichendorffs lustigem Taugenichts, der dort durchs Fenster kam. Gestalten krochen aus der Geige, wurden größer und größer; Dämonen mit riesigen Krallenfingern, die nach des Spielenden Kopf griffen. Und dieses schneidende Zirpen der Zikaden dazwischen! Was war es? Was zirpten sie?

Wor es nicht das Tropfennmotiv aus Mendelssohns Fingalshöhlenmusik? Tropfen, immer wieder Tropfen rannen herab; krallenhändige und feuerzüngige Dämonen fingen sie auf, vereinten sie zu Bächen, zu reißenden Strömen, zu Wasserfällen, die gellend, rasend, kochend auf den Spielenden, Ertrinkenden einfielen...

Schumann sprang auf. Glanzleer waren seine Augen, und auf seinem fahlen Gesicht lag kalter Schweiß. In Hausschuhen, ohne Hut und Mantel schlüch er sich aus dem Hause.

Das Wasser des Rheines war es, aus dem kurze Zeit später einige Schiffer den Konzertdirektor Robert Schumann herauzogen; noch lebend..., aber als Nachfolger Hölderlins und Lenaus.

* * *

Ein hoffnungsbanges Jahr.

Gleich nach dem Eintreffen der Unglücksbotschaft war Johannes Brahms auf schnellstem Wege nach Düsseldorf zurückgekehrt, der bedrängten, alleinstehenden Frau beizustehen. Auch Joachim war gekommen, mußte sich aber, abgeschlossener Konzerte wegen, bald wieder verabschieden.

So war Johannes trotz seiner ungefestigten materiellen Lage in letzter Aufopferung bei Klara geblieben. Wochen erst, dann Monate — und dann konnte er nicht mehr fort.

In der Poststraße hatte er sich ein billiges Zimmer gemietet und kam jeden Mittag und Abend nach der Bilkerstraße, wo er die umfangreiche Bibliothek Schumanns in Ordnung brachte, sich selbst dabei stundenlang in die Worte dichterischen Geistes vertiefend.

Im Herbst war der erste Brief des Kranken aus der Privatheilanstalt des Doktor Richard in Endenich bei Bonn gekommen und hatte auf Klaras blasses, stillgefäßtes Antlitz wieder den Hauch zuversichtlicher Hoffnung gelegt.

„Wir wollen ihm schreiben, Johannes, wenn wir schon nicht zu ihm dürfen; ihm Mut geben. Ich glaube,“ fügte sie leise hinzu, „das hat das Übel erst so tragisch gemacht, daß er, als man ihm hier seinen Posten nahm, zu zweifeln begann, den Glauben an sich selbst verlor. Wenn bei einem Schaffenden erst einmal der grundfeste Glaube an sich selbst erschüttert wird, dann ist es schwer, im Licht zu bleiben.“

Dann wieder dunkles Schweigen, bedenkliches Achselzucken in den ärztlichen Briefen aus Endenich.

An solchen Tagen bot Johannes mit doppel-

tem Eifer alles auf, die gedrückte Stimmung im Hause zu beleben. Er scherzte bei den Mahlzeiten mit den Kindern, erklärte der treuen Hausälterin, daß die Zubereitung eines Mittagsmahles mit kontrapunktschen Begriffen vereinbar sei und lieferte unter Zuhilfenahme arger Hexenkunst sogar den Beweis, daß man ein Geldstück durch Zerreissen in der Hand verschwinden lassen konnte. Klaras Versuch zu einem Lächeln zollte ihm Dank für sein liebevolles Bemühen.

Am Abend war er der Betreuer der Kinder, lud sich zwei von ihnen auf den Schoß und mußte Märchen erzählen. Dann aber kam das Herrlichste des Tages, die Feierstunde: das Alleinsein mit Clara in einer Stunde fördernden Gesprächs und anregenden Musizierens. Immer mehr setzte ihn das universelle Wissen dieser seltenen Frau in Erstaunen; immer mehr konnte er von ihrem leitenden Geist in sich aufnehmen.

Alles Neue, was er geschrieben, brachte er ihr und ließ ihre, ihm so wertvolle Kritik über das Geschaffene ergehen. Wie hatte sie sich über das kostliche H-dur-Trio gefreut, das unter dem belebenden Einfluß Joseph Joachims in Hannover entstanden war. Dann aber wieder konnte sie sagen: „Ihre Musik, Johannes, ist Anregungsmusik; sie kommt von außen her, von den Eindrücken, die Ihnen die Sinne übermitteln, deshalb ist sie so schwer und wärmt so wenig. Wo bleibt das Herz? Haben Sie Ihr Herz noch nicht entdeckt?“

Johannes hatte darauf nichts zu erwidern; er senkte den Kopf, um ihren Augen nicht zu begegnen und sprach unhörbar vor sich hin: „Wer weiß etwas von meinem Herzen?“

„Hören Sie zu; ich werde Ihnen jetzt selbst einmal Ihr Werk vorspielen.“

Aber Johannes hörte nicht auf das, was er geschaffen hatte. Er schloß die Augen: Sie spielt mein Werk; jetzt ist es geweiht.

„War es richtig so? So, wie Sie es gemeint haben?“

„Viel schöner.“

Er wollte mehr hören, war so glücklich, daß alles hier allein bei ihr hören zu dürfen, was sonst Tausende vernahmen.

Klara legte die „Davidsbündlertänze“ ihres Mannes auf, spielte sie mit aller Hingabe ihres Könnens und Denkens, daß Johannes, fast verzagend, glaubte, noch nie im Leben etwas so Herrliches gehört zu haben. „Wie viel liegt doch

hier drin,“ sagte sie aus dem Spiel heraus. „Hören Sie das alles?“

„Ich sehe es,“ antwortete er. „Ich sehe zwei wunderschöne Augen; jetzt schauen sie mich an aus den Davidsbündlertänzen.“

Johannes wurde im Laufe der Monate immer in sich gefährter und verschlossener. Er wühlte sich in Bücher ein, machte sich allein auf weitere Wanderungen, sah oft übermüdet aus und wußte niemand eine Erklärung für sein unruhiges Verhalten zu geben. Auf die Bahn setzte er sich, fuhr fort. Aber schon wenige Tage später polterten seine ungestümen Schritte wieder über die Treppen. In einem Brief an Joachim schrieb er: Man soll nicht reisen, wenn man so fest an einem Ort hängt, wie ich jetzt an Düsseldorf.

Und immer wieder zogen dunkle Wolken am Horizont herauf. Die Nachrichten aus Endeich wurden nicht besser. Die Schumannsche Familie geriet in materielle Bedrängnis, in der Johannes, der in dieser Hinsicht selbst kaum aus und ein wußte, nicht helfen konnte. So galt es für Clara, wieder auf Konzertreisen zu gehen.

Sie fuhr nach Rotterdam.

Grau und tot war der nächste Tag für Johannes. In quälender Unruhe schleppte sich Vormittag, Mittag, Nachmittag und Abend dahin. Sein Denken und Wollen war wie ausgelöscht. Er lief den Rhein entlang, hastig, irrwegig; er schloß sich in seinem Zimmer ein, versuchte zu arbeiten, aber es gelang nicht, er griff zu den Büchern, zu seinem geliebten Aeschylus sogar, und warf sie wieder beiseite.

Da raffte er das Geld zusammen, das ihm Joachim vor kurzem geliehen, rannte zum Bahnhof und löste eine Karte nach Rotterdam.

Wochen. —

Johannes Brahms saß wieder in seinem Düsseldorfer Zimmer. In beide Hände das Haupt gelegt, starrte er auf das vor ihm liegende Manuskript. Der erste Satz eines neuen Klavierquartetts, in c-moll, war entstanden. Nein, das darf ihr nicht vorgelegt werden, auch das andere nicht, der Anfang der ersten Sinfonie. Da lag zu viel von ihm selbst drin, zu viel, was ihn verraten könnte. Ein qualvoll hin und hergerissener Mensch steht darin, dem nichts anderes übrig bleibt, als sich zu erschießen.

Hastig erhob er sich, öffnete das Fenster und sah mit zerwühltem Blick in den kühlen Abend hinein. Und wieder, zum viertausendsten Male, traten ihm aus dem Dunkel zwei Gestalten ent-

gegen. Ein blasses, ovales Antlitz mit großen, dunklen Augen und einem schmalen Reif über der weißen Stirn. Und dahinter das vollweiche, sinnende Gesicht des helfenden Freundes, mit Augen, die ihm zuriesen: Du bist gekommen, nun ist alles gut.

Johannes tat die Hand vor die Augen. Klirrend schlug das Fenster zu. Die Treppe hinunter; hinaus in den Abend; durch die Straßen in wilder Flucht.

Beethoven schaute von der Wand herab, Bach, Mozart, Schubert und Mendelssohn.

„D“, rief Klara, „eine Sinfonie haben Sie begonnen? Und das hier?“

„Der erste Satz eines Klavierquartetts.“ Johannes Stimme klang heiser.

„Das müssen Sie mir gleich vorspielen.“

Johannes fror. Mit Schritten, in denen Unabwendbares lag, ging er zum Flügel, setzte sich und begann zu spielen. Das Allegro seines c-moll-Quartetts.

Schon nach den ersten Takten begann Klara zu stützen. Aufhorchend vor neuen, unbekannten Tönen, lauschte sie einer seltsam zerrissenen, sprunghaft schwankenden Musik, die sich gequält, von geheimen Schauern durchbrochen, dahinrang, sich aufzäumte und wieder in vergrübelte Selbstzerfleischung versank. Was war das? Welche Grundtiefe tat sich hier auf? Welch eine zerrissene, zerquälte Seele offenbarte sich hier? War das Johannes Brahms?

Als der Spielende geendet hatte, erhob er sich zögernd und schwer. Klara trat langsam auf ihn zu, mit weitgeöffneten, fragenden Augen. Sie erschraf, als sie das verstörte Gesicht im Scheine

der Klavierkerzen sah. Schweiß lag auf Johannes' Stirn, starr waren die brennenden Augen und die Lippen zusammengepreßt, als wollten sie Unsaßbares zurückhalten.

„Johannes . . .“

Da stürzte er vor ihr nieder, umklammerte ihre Knie und schrie: „Klara!“ Und noch einmal, ganz leise: „Klara! Domina!“

Dann war es still im Zimmer; so ruhig, daß einer des anderen Herzschläge vernehmen konnte. Eine Hand strich langsam über wallendes, blondes Haar. „Steh auf, Johannes.“ Und als er vor ihr stand, reichte sie ihm die Hand und sagte mit dem milden Lächeln schmerzerfüllter Güte: Wir wollen Freunde bleiben, Johannes, wo immer wir uns auch begegnen.“

* * *

Wie er über die Nacht hinausgekommen war, wußte Johannes am Morgen nicht. Nach langen Wochen und Monaten erst rang sich aus dem dunkelwallenden Gefühlschaos heraus der Weg zum Leben. Eine Stimme, mächtiger als das Ringen mit dem Leid der Entsaugung war Rettung und Weisung geworden: Er ist da, der kommen mußte!

Erneut stand das Wort Robert Schumanns: Es waltet in jeder Zeit ein geheimes Bündnis verwandter Geister; schließt, die ihr zusammengehört, den Kreis fester, daß die Wahrheit der Kunst immer klarer leuchte, überall Freude und Segen verbreitend.

Da war der Weg.

Die Schwingen sind dir gewachsen; nun flieg', blonder Adler.

Hauswirtschaftliches.

Die Preiselbeere.

Die Stellung der Preiselbeere in der Reihe der Früchte der Natur ist insofern eine besondere, als in ihr die Säurebildung stärker als die basischen Bestandteile vertreten sind. Den Preiselbeerstrauch trifft man hauptsächlich auf kalkarmem Boden an. Da die Preiselbeere hart und herb ist, soll man sie nicht roh essen. Der frische Preiselbeersaft ist zu empfehlen gegen Magenbeschwerden wie auch gegen fieberhafte Erkrankungen. Gelegentlich erwähnt man ihn

als Heilmittel gegen Brechruhr, Wechselseiter und Cholera. Obendrein hebt er im allgemeinen den Appetit. In Russland ist der Tee aus Preiselbeeren als Volksheilmittel hoch geachtet. Namentlich bedient man sich seiner gegen Rheumatismus selbst in chronischer Form.

Den Aufguß der Blätter benutzt man gegen Husten, Wechselseiter und Blasenleiden. Seine harntreibende Wirkung läßt sich noch durch Mischen mit Bärentraubenblättern erhöhen.

Redaktion: Dr. Ernst Schumann, Büttel 7, Rüttistr. 44. (Beiträge nur an diese Adresse!)  Unverlangt eingesandten Beiträgen muß das Rückporto beigelegt werden. Druck und Verlag von Müller, Werder & Co., Wolfbachstraße 19, Büttel.

Insertionspreise für schweiz. Anzeigen: $\frac{1}{4}$ Seite Fr. 180.—, $\frac{1}{2}$ Seite Fr. 90.—, $\frac{1}{4}$ Seite Fr. 45.—, $\frac{1}{8}$ Seite Fr. 22.50, $\frac{1}{16}$ Seite Fr. 11.25 für ausländ. Ursprungs: $\frac{1}{4}$ Seite Fr. 200.—, $\frac{1}{2}$ Seite Fr. 100.—, $\frac{1}{4}$ Seite Fr. 50.—, $\frac{1}{8}$ Seite Fr. 25.—, $\frac{1}{16}$ Seite Fr. 12.50